

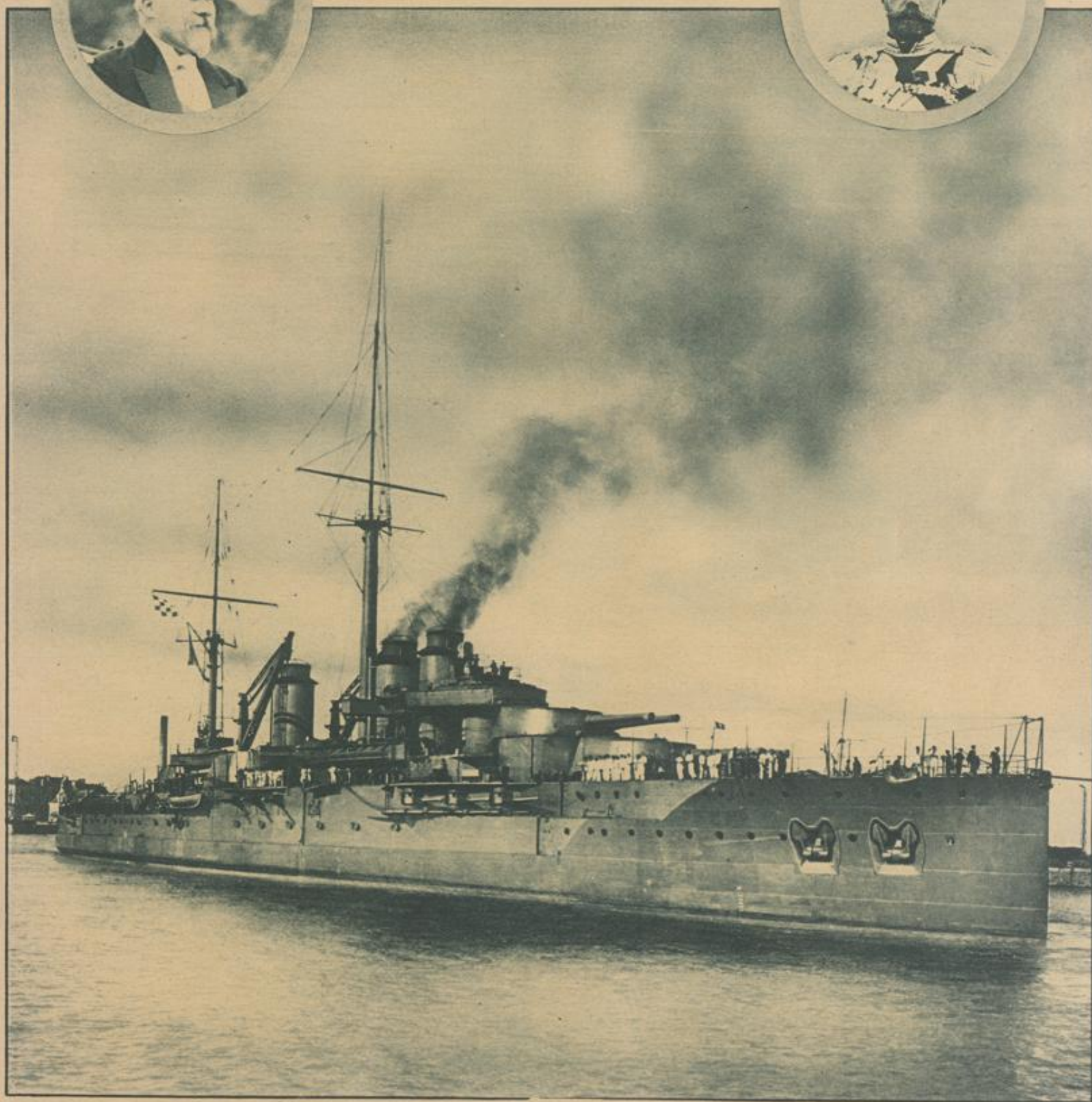
II. Jahrgang.
No. 30

23. Juli 1914.
Einzelpreis 10 Pf.

Das Illustrierte Blatt

Verlag der frankfurter Societäts-Druckerei G. m. b. H. Frankfurt am Main

Von der Triple-Entente.



Präsident Poincaré hat sich auf dem neuesten französischen Schlachtschiff „La France“ zum Besuch des Zaren nach Petersburg begeben.
Links Poincaré, rechts eine neue Aufnahme des Zaren.

Phot. A. Gerlach, Berlin.

Ferien-

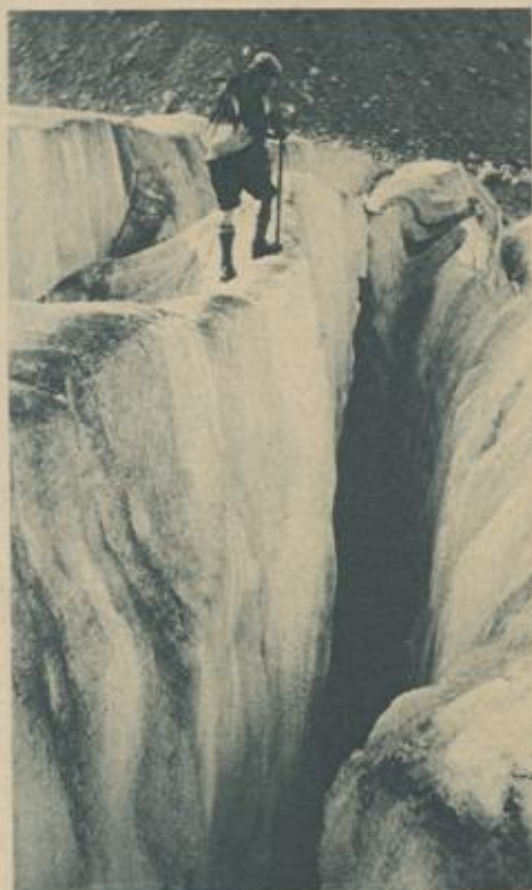
Vergnügen!



Phot. Gebrüder Gaudel, Berlin.
Auf der Rohstein-Nadel.



Phot. Berliner Ill.-Bl.
Am Meeresstrande.



Phot. Gebr. Gaudel, Berlin.
Ein schwieriger Grat.



Phot. Gebrüder Gaudel, Berlin.
Hätt' ich Schwingen — hätt' ich Flügel.



Am Strande.

Phot. Berliner Ill.-Bl.

Ein Fest in Java.



Der Oberst der Leibwache.



Sultan Mangopurno von Djohjafarta schaut dem Feste zu.



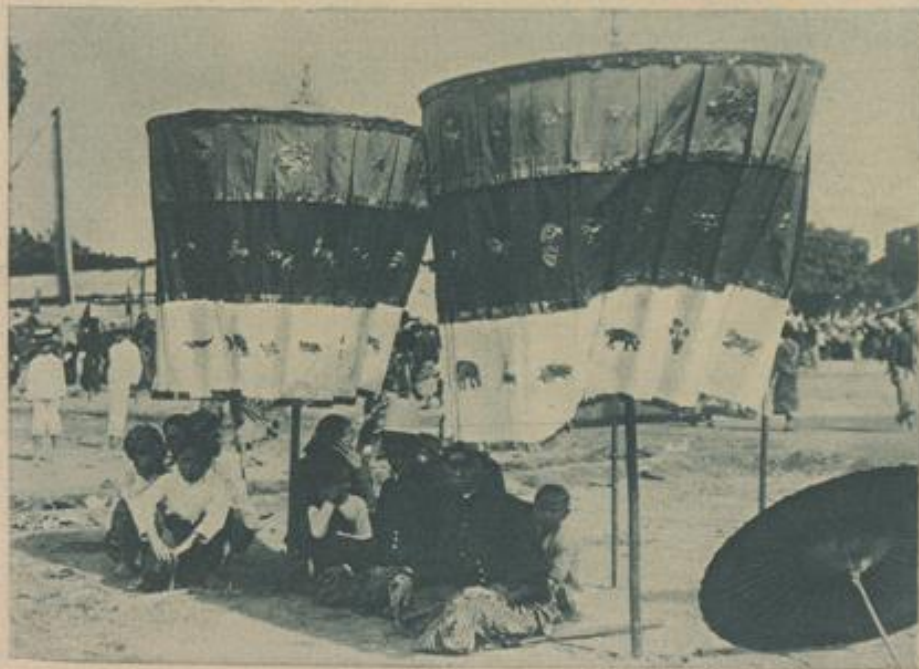
Sein Kollege.

Java, die kleinste aber wertvollste der Großen Sunda-Inseln in Niederländisch-Ostindien, ist eins der schönsten Länder der Erde. Es war schon dem Ptolemäus dem Namen nach als Jabadiu bekannt. Seine spätere Geschichte ist aber völlig dunkel. Die früheren Beziehungen zum vorerindischen Festlande werden durch die indischen Götterbilder, Inschriften usw. bewiesen. Von Europäern gelangten die Portugiesen 1522 unter Henry Verne von Malakka aus zuerst nach Java, wurden aber später von den Holländern vertrieben, die bald die herrschende Macht im Indischen Archipel wurden. Es kam zu Kriegen mit den Beherrschern des die beiden östlichen Dritteile umfassenden Reichs Mataram, und 1749 mußte der Beherrscher sein Reich der niederländisch-ostindischen Compagnie abtreten, die es dann in die beiden von einander unabhängigen Reiche von Surakarta und Djohjafarta teilte, die noch als Fürstentümer eine besondere Stellung einnehmen. Unsere Bilder führen nach Djohjafarta. Nach wechselvollen Schicksalen — 1811 ging Java an England über, bis Holland 1814 durch den Londoner Traktat es wieder zurückerhielt — gelang es den Holländern, immer mehr von diesem prächtigen Lande Besitz zu ergreifen und gewaltigen Nutzen aus dem Lande zu ziehen. Sie taten das auf Grund des höchst ansehnlichen Systems; Fronarbeit der Bevölkerung gegen einen von der Regierung festgesetzten geringen Lohn. Schließlich wurde Java nur

noch als Geldquelle betrachtet und ausgepreßt. 40 bis 60 Millionen betrugen die Ueberschüsse im Jahr. Schließlich wurden aber die Proteststürmen in aller Welt so laut, daß 1870 das System beschränkt wurde. Unsere Bilder führen weit ab von allen diesen geschichtlichen Erörterungen in die holde Gegenwart, sie führen in das Fürstentum Djohjafarta, wo ein einheimisches vornehmeres Fürstengeschlecht unter der Oberaufsicht des Residenten regiert. Die Bilder hat der Weltreisende Franz Otto Koch auf seiner vierjährigen Reise durch aller Herren Länder aufgenommen. Es war eine besondere Gnade des Sultans, daß ihm die Teilnahme an dem Fest, dem auch der Resident beizuohnte, gestattet wurde und daß er sogar Aufnahmen machen durfte, die sonst nur der javanische Hofphotograph anfertigen darf, der dafür das fürstliche Gehalt von 60 Rl. im Monat erhält. Die Javaner sind ein lustiges, fluges und poetisches Völkchen mit einem fein ausgeprägten Sinn für malerische Wirkungen. Das sieht man auch an dem Gewand des Sultans Mangopurno von Djohjafarta, der in seiner Staatsuniform auf einem kostbaren Stuhl sitzt und dem Feste zuschaut. Alle Bilder zeugen von einem sinnfrohen sympathischen Völkchen, von dem man sich gut denken kann, daß es „Multatuli“ in sein Herz schloß und jahrelang bis aufs Blut für sein Wohlergehen kämpfte.



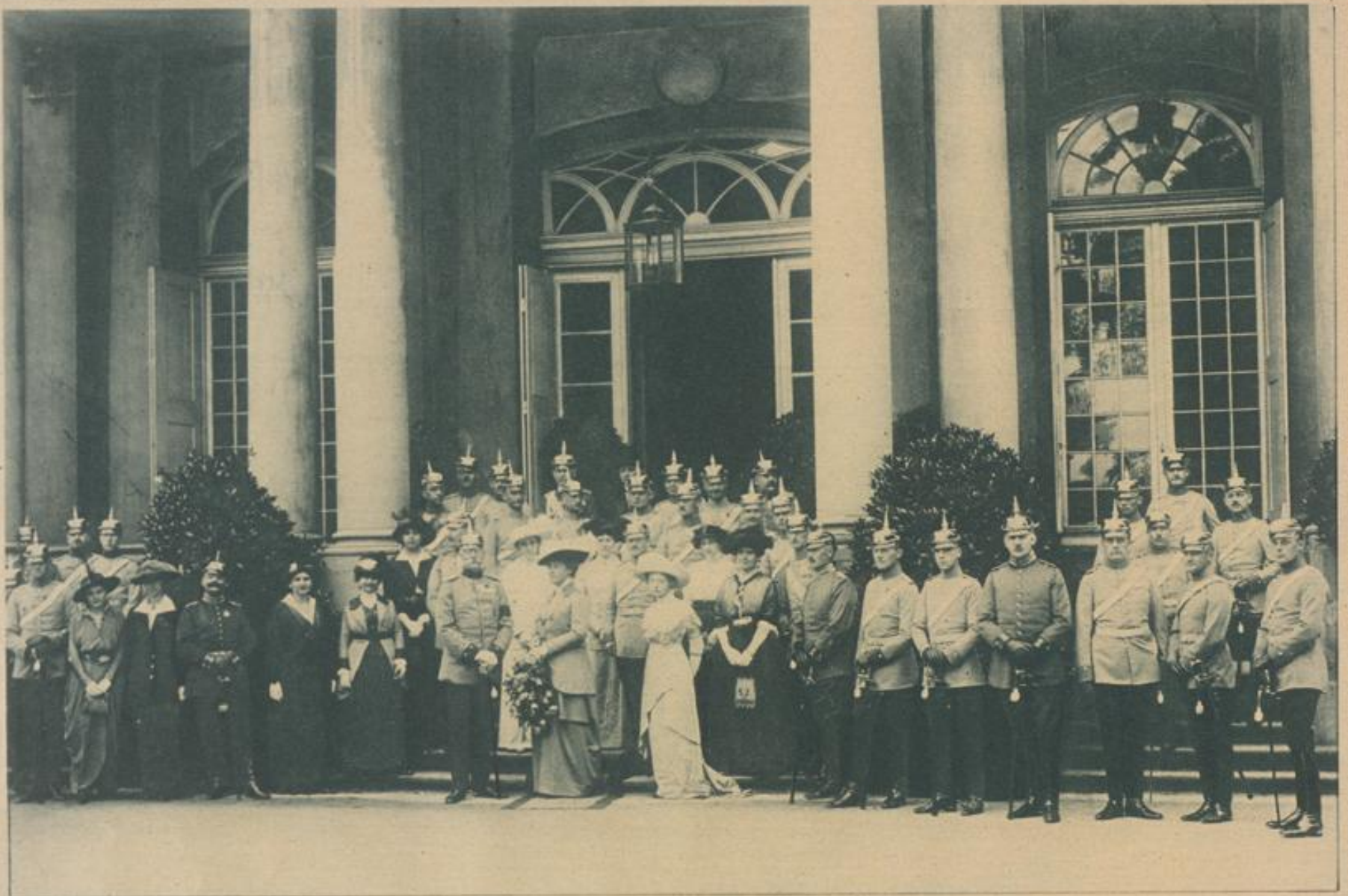
Die Offiziere des Sultans beim Kaffeetrinken auf dem Festplatz.



Die Minister des Sultans unter dem großen offiziellen Schirm sitzend.



Die lustigen Kammerdiener in ihrer originellen Uniform.



Die Begrüßung des 2. Badischen Dragoner-Regimentes Nr. 21 durch seinen Chef, die Großherzogin Hilma von Baden, unter Begleitung des Großherzogs Friedrich II. auf dem Schloßhof in Bruchsal. Die Fürstlichkeiten im Kreise der Offiziere.



Vom grünen Rasen.

Leutnant von Egan-Krieger X von den Danziger Schwarzen Haisaren war kürzlich in einem Rennen in Joppot gestürzt. Erfolgreicherweise hat er sich bald wieder erholt und konnte bereits in den nächsten Tagen am gleichen Platze wieder in den Sattel steigen und einen Sieger reiten.

Fot. 20. Bremer. Berlin SW



Präsident Carranza.

Huerta dankt ab.

Huerta ist nun doch endgültig zurückgetreten und Präsident Wilson hat assentiert. Aber noch ist nicht aller Tage Abend und es können immer noch Ereignisse eintreten, die der Union neue Kopfschmerzen machen. Jetzt, wo Huerta abtritt, richten sich noch einmal aller Blicke auf seine Persönlichkeit. Er ist gewiß nicht der größte Herr gewesen, die in Mexikos Geschichte eingegriffen haben. Von Geburt ein reinblütiger Azteke, also ein Indianer, hat er sowohl im Felde wie in seinem Privatleben und als Präsident in sich die Tugenden und Fehler seiner Rasse vereinigt. Huerta übernahm die Präsidentschaft in Mexiko, als vor etwa anderthalb Jahren Madero von einer Rebellion arg bedrängt wurde. Die blutigen Ereignisse, die dann folgten, sind wohl noch in aller Erinnerung. Madero wurde gefangen gesetzt und kam, wie es in dem offiziellen Bericht so schön hieß, „auf dem Transport“ ums Leben. Die letzte Überzeugung in Washington, daß die Niederwerfung Maderos mit Wissen Huertas, ja in seinem Auftrage geschah, hat Huerta in der Union außerordentlich geschadet. Wilson erklärte in aller Öffentlichkeit, daß er nicht gesonnen sei, einen Präsidenten, der seine Hände derart mit



Der albanische Ministerpräsident Isakhan Pascha in Berlin.



Huerta dankt ab.

Blut besetzt habe, anzuerkennen. Aber er sah sich in seiner Erwartung schwer getäuscht, daß nun Huerta auf eine solche Erklärung hin einfach abtreten und die Regierung einem anderen Präsidenten überlassen werde. Im Gegenteil, Huerta erklärte: Die Frage der Präsidentschaft sei eine innere Angelegenheit Mexikos und ginge die Vereinigten Staaten gar nichts an. Da die europäischen Mächte durchaus nicht auf der Seite Wilsons standen, blieb dieser mit seiner schroffen Haltung Huerta gegenüber allein und in vielen politischen Kreisen wird noch jetzt die Ansicht geäußert, daß Huerta dank seiner Energie wohl der geeignete Mann gewesen wäre, dem Lande den Frieden zu bringen und daß nur der hartnäckige Widerstand des Präsidenten Wilson die Revolution hat liegen lassen. Das Schicksal Mexikos ist nun in die Hände dieser Rebellen gesetzt und noch weiß man nicht, was sie tun werden. Vorläufig ist Carranza interimistisch mit der Präsidentschaft betraut worden, aber es ist noch sehr fraglich, ob die Rebellen ihn anerkennen werden. — Inzwischen ist doch Carranza Präsident geworden. Aber schon gibt es eine neue Revolution. General Orozco hat eine Rebellion gegen Carranza entfacht.



Das Panorama von Valona.

der von den Aufständischen und Epiroten bedrängten Stadt, von deren Schicksal es abhängen dürfte, ob ein Einschreiten der Mächte erfolgt.



Königspalast in Duala.

Die Enttarnung der Duala hat kürzlich die politischen Kreise beschäftigt. Die Eingeborenen glaubten sich durch die Enttarnung und Verlegung ihrer Wohnstätte geschädigt. Eine Denkschrift der Regierung befrucht das. Der Reichstag stimmte der Enttarnung mit der Maßgabe zu, daß den Eingeborenen eine angemessene Entschädigung gewährt werde.

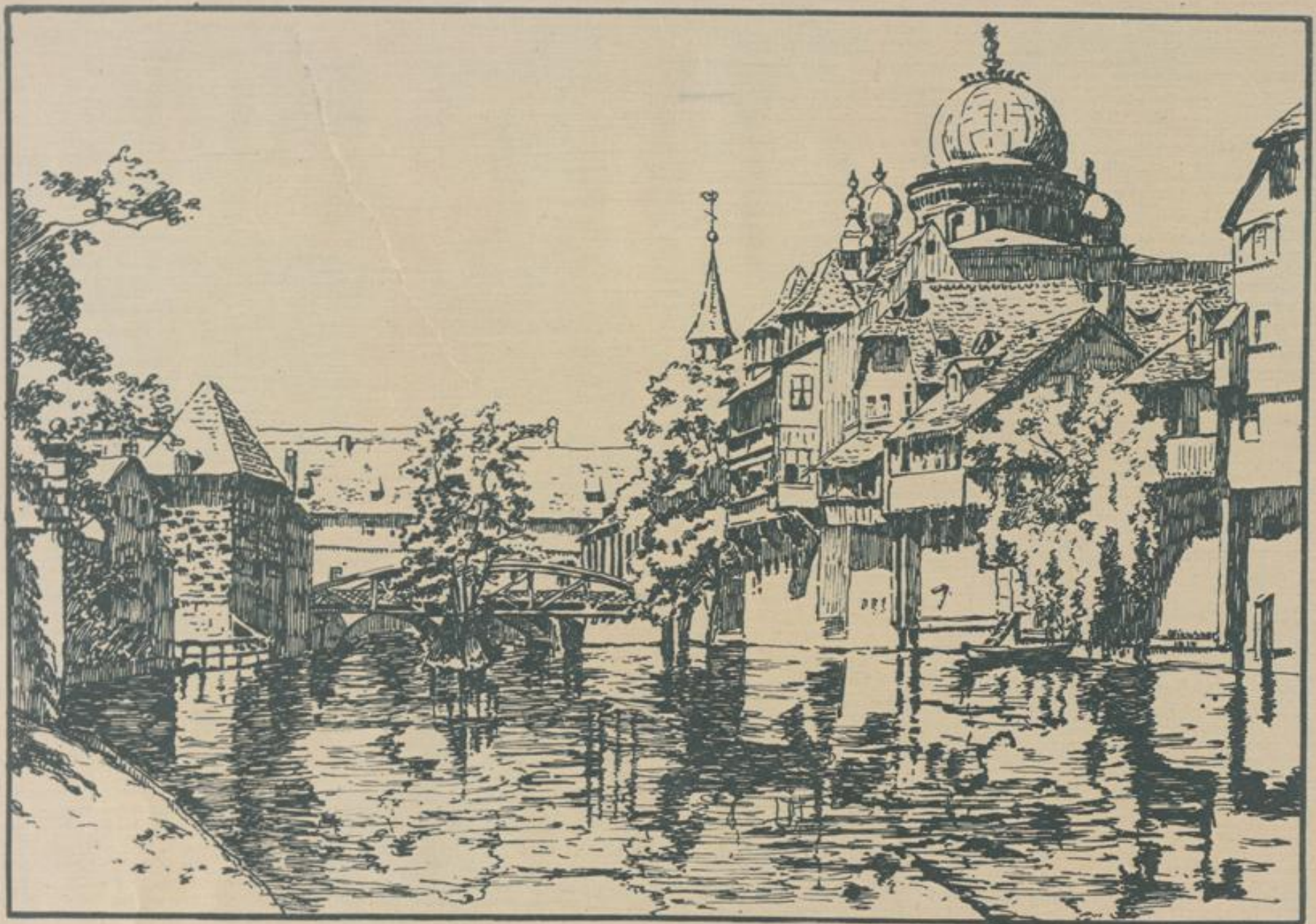


Die Revue von Longchamps.

der deutsche, der österreichische und der russische Militärattaché.



Ein Patriot kommt von der Revue von Longchamps mit Fahne und Sonnenbleim.



Nürnberg (Partie an der Insel Schütt).

Spezialzeichnung für das Illust. Blatt von Karl Wiesner (Nürnberg).

Der Herzog von Sorfona

Roman von Carl Graf Scapinelli

(29. Fortsetzung).

Da folgte ihm ein Teil der Führer, eine Truppe Bewaffneter schloß sich ihm an. Als er sich nach der Richtung des Kampfes hin —

Ran stand er an den Kanonen. Stauchend, zischend flammten sie der Reihe nach auf und schleuderten die schweren Kugeln gegen die Feinde.

Noch war von Führern nichts zu sehen, die Tortosaner mußten angetroffen sein und sie draußen auf freiem Feld abhalten, sie im Kampf schwächen durch Seiten- und Rückenangriffe.

Herzog Petro sah, daß er hier ohne militärische Kenntnisse nichts mit seinem Mannedum ausrichten konnte. Langsam schritt er wieder durch die Straßen, — langsam sah er zu den Häusern, zu den einzelnen Menschen — wie ein Traum erschien es ihm, und doch war es Wahrheit. Ritten in Sorfona war es, mitten im Kampf.

Ueber eine neue Anlage schritt er dahin, — ein ganz modernes Viertel unter all' dem Alten.

Hier hausten die Marottis, dort in diesem herrlichen Neubau! Das daneben ist eines ihrer Fabrikgebäude! — sagte irgend ein Begleiter.

Er sah hin, — und plötzlich stand vor seinen geistigen Augen Nibellas schlauke, hohe Gestalt. Also hier wohnte sie während einiger Wochen im Jahr. — Und war ferne, in Baden-Baden, während der Kanonendonner ihr Heim umbraute.

Nach wehmütig gedachte er ihrer. Wenn er hier Herzog wäre, dann wollte er sie begrüßen, besuchen, gewinnen. Nicht als Frau, das war ja ausgeschlossen, aber eine gute Freundin sollte sie ihm bleiben. Umstimmen wollte er sie!

Wir müssen gehen. — Es ist nicht unmöglich, daß der Feind von irgend einer Seite in die Stadt dringt und der Straßenkampf beginnt!

Wieder gelangten sie auf den großen Platz, wo ihr Stammquartier stand. Weiter heulten und brüllten die Kanonen, jetzt mischte sich deutlich das Geknatter von Gewehren hinein.

Auf einmal kam auch in die Straßen der Stadt ein unheimliches Leben. Das Pflaster wurde von den Geströßen da und dort aufgerissen, Ladentüren, Wagen, die herumstanden, beim Hadersehn aufgetürmt, mächtige Straußwälle errichtet! Barricaden! — Geschrei drang an ihr Ohr. Dort in einer Straße mußte der Feind eingedrungen sein, aber von den Bayern schien er zurückgedrängt zu werden. Oben an den Fenstern in den bürgerlichen Wohnzimmern erschienen plötzlich die Köpfe — die Älften der Bewaffneten, von oben prasselte ein Regen Geschosse hernieder.

Deutlich sah Petro, wie ein junger feindlicher Offizier mit gezücktem Säbel trotz der Barricaden vordrang — und lautlos hinfiel. — Ein Held, dachte er, ein toter Held und ein Feind! Ein Feind, der auch seine Lieben dabei hatte, der dieselbe Sprache sprach wie alle hier, — und tot. —

Ran schien in dieser Gasse der Feind zurückgedrängt. Für Augenblicke hörte das Gewehrgeknatter auf, verschwanden die Köpfe an den Fenstern. —

Aber — was war das — ein Lärm wie von Hunderten von Berittenen! Mit lauten, heiseren Rufen, die das Aufgeschlapper der Köpfe fast übertönten, kam ein Trupp Kavallerie herangesprennt — in rasendem Lauf, wie eine wilde Herde, — trotz des Geknatters der Gewehre von den Barricaden her, dicht, dicht — auf diese zu, — über diese hinüber, rechts und links fielen Reiter, sanken Köpfe. — Der improvisierte Wall hatte ihre Wucht gebremst, dort stieg ein Pferd hoch zum Himmel, seinen Reiter abwerfend, — dort stach ein Bajonett eines tief in die Äpfel.

Zwei, drei, mehr vielleicht kamen hinüber, aber schon riß man sie vom Pferde, und die ganze feindliche Wut war in den Bayern erwacht. Schon band man sie — nahm ihnen die Gewehre ab, — zitternd, aber ruhig standen die paar Pferde daneben.

Kleine Gefechte, Straßenkämpfe da und dort, dann wieder Stille, — nur Rufe und Stöhnen, schon längst war es weit über Mitternacht.

Als der Morgen graute — neuerliche Kämpfe; dichter und dichter drang das Militär in die Stadt, — enger zog es seinen Kreis, besetzte die äußeren Viertel.

Aber von außen her hatten sie deswegen noch keine Ruhe. Die Truppen der Aufständischen, die von Tortosa gekommen, Bayern aus dem Unterland, stießen von hinten auf sie, suchten sie zu umzingeln, sich Eingang in die Stadt zu verschaffen, um ihrem neuen Herrn beizustehen.

Kalt zog der Morgen ein, sah! fiel das erste Licht in die Straßen — Herzog Petro stand auf dem großen Platz.

Durch die feindliche Umschließung mußte ein Trupp der Bewaffneten durchgedrungen sein. Nun stürmte ein reitender Vort auf ihn zu, parierte vor ihm das Pferd und hielt ihm entblößten Hauptes einen Zettel hin.

Ich komme vom Schlosse Margazzi, die Nachricht ist heute Nacht telegraphisch eingetroffen!

Herzog Petro riß das Papier an sich, las rasch — ein Zittern und Grauen befiel ihn, löste seine Fassung. Die Großmutter war gestern, nachdem sie die Nachricht seines glücklichen Einzuges erhalten hatte, — gestorben. Die Großmutter, deren Willen er das alles gewagt, deren Plan er ausführt.

Er drückte dem Mann einige Goldstücke in die Hand und schritt schweigend zu dem Trupp der Begleiter.

Seine ganze Tapferkeit war erloschen. Die Augen der alten Herzogin, die er unausgesetzt auf sich gerichtet

geföhlt hatte, die ihm Mut, Begeisterung gegeben — waren für immer geschlossen.

„Ich bin bei Dir — auch wenn ich tot bin!“ hatte sie ja beim Abschied gesagt. Ihre Ideen lebten weiter in ihm, weil er durfte nicht wankelmütig werden, nicht klein von sich denken. Und doch — ihm war ganz eigen weh zu Mute, — ihm war, als sei ein Stück von ihm gestorben, als sei irgend etwas da drinnen erloschen. Ein treibender Gedanke, ein heißes Gefühl.

Er sah es an den Gesichtern der Führer, daß auch sie ein jäher Schreck erfaßt hatte, er fühlte aus ihrem Rat, vorläufig der Wunde den Tod der Herzogin nicht bekannt zu geben, — ihre Angst, als könne dies auch die Kämpfer mutlos machen.

Graf Margazzi meinte zu Petro: „Wir haben jetzt keine Zeit zu trauern, königliche Hoheit, — wir müssen kämpfen. Dies ist auch im Sinne der Verbundenen. Sie ist mit der Freude im Herzen gestorben, daß Ihre Sache gesiegt hat. — Nun wollen wir ihr diesen Glauben ins Grab hinein bestätigen!“

Wieder knatterten die Gewehre. Bei einer Barricade auf einige hundert Meter Entfernung tobte schon der Nahkampf.

Da litt es Herzog Petro nicht mehr länger. Ohne Besinnen stob er vor. Ohne Besinnen hand er auf den Barricaden, die Augen pfliffen um ihn, — er hatte das Gewehr eines Gefallenen erfaßt und schoß auch auf den Feind.

Die Führer suchten ihn zurückzudrängen, — es wäre Wahnsinn, was nützte ein Sieg selbst, — wenn er im Kampfe fiel.

Aber ihm war jetzt alles gleich, die tote Großmutter sollte ihm nicht den Vorwurf aus dem Jenseits machen können, daß er nicht mutig wie ein Bauer für ihre Sache, für ihre Idee gekämpft.

Und mitten im Kampf ahnte Petro deutlich, daß es Wahnsinn sei, an einen Sieg zu denken. Jetzt, wo die Großmutter tot war, gehand er es sich ruhig ein. Wie konnten die paar Bauern auf die Dauer gegen wohlgeschulte Soldaten auskommen. Ein verspäteter, phantastischer Traum, der Traum jener Frau, die in Vorstellungen vergangener Jahrzehnte lebte, hatte ihn angefaßt, hatte ihn auf diesen Posten gestellt.

Aber er wollte aushalten.

Schon kam die Schreckensnachricht, daß an einer Stelle das Militär in die innere Stadt eingebrungen war. Schon tönten die feindlichen Trompetensignale an sein Ohr. Raß mit Gewalt riß man ihn weg, trieb ihn zur Eile.

„Schnell, ins Haus, ins Haus!“

Nun war der Kampf bis zu dem großen Platz vorgebrungen, auf dem der Palazzo stand. Von allen Seiten drang Militär ein, stürmte die Barricaden. Jetzt standen die ersten Feinde am Hauptplatz — leuchtend — dezimiert, — manche verwundet. Aber Petro war noch nicht ins Haus getreten. Er hatte den Säbel hochschwingen in der Rechten, — sein Helm war längst verloren.

„Lieber sterben, sterben in Ehren!“ dachte er.

Dort drangen ein paar auf ihn ein, die Bauern suchten ihn zu schützen, — aber er wollte ihren Schutz gar nicht. Rechts und links hieb er zu, — nun fühlte auch er plötzlich am rechten Arm einen Stich — nicht schmerzhaft — nur erschreckend, der Säbel entfiel ihm, er nahm ihn in die Linke.

Mitten im Gedränge wurde er zurückgestoßen, von den eigenen Mannen — fast gewaltiam bis zum Tor des Palastes. Jetzt öffnete die Tür sich von innen. Man zog ihn hinein, schnell fiel sie drohend ins Schloß. Aufatmend stand er in dem dunklen Housflur.

Draußen brach ein ohrenbetäubender Lärm aus. Man kämpfte auf Leben und Tod um dieses alte Haus. Oben klirrten schon Fenster, fielen auf den Platz, — am Tore wurde gerüttelt.

„Schnell zurück, von hinten gibt es einen Ausgang,“ rief einer, und ohne Besinnen folgte er. Nicht eilig — nur in tiefer Trauer.

Raum war er über den alten Hof, durch den Seitenbau in den Frieden eines großen, verwilderten Gartens gedrungen, — da hörte er, wie das Tor vorne krachend nachgab, wie sich jubelnd ein Trupp Militär hinein ergoß.

In einem Gartenpavillon hatte man ihn verborgen, — einer der Führer verband seinen Arm, schnitt ihm rasch den Ärmel von der Uniform, den Ärmel vom Hemd und verschürte ihm damit die Wunde.

Durchs Fenster sah er in das Dickicht des Gartens. Dort stand ein Herr mit schwarzem Spitzbart und Ankleider — er kam auf den Pavillon zu. — Und plötzlich wußte Petro, das ist Isabella's Vater, Miarotti.

„Ich möchte Sie retten, königliche Hoheit, ehe das Militär kommt — meiner Familie zuliebe. Hinten an der Mauer steht mein Auto, noch ist der Feind nicht in den Stadtteil hinter dem Palaste gedrungen. Wir können, wenn wir es geschickt machen, Sie unbemerkt durch eine meiner anstehenden Kutschen ins Freie bringen!“

„Sie, Herr Miarotti, wollen mich entführen lassen, Sie — mein schärfster Gegner!“

„Ja, als den Freund meiner Tanten, um ihr junges Leben zu schonen, das Leben eines lebenswürdigen Lebepriuzen!“

„Ist's nicht Berrat?“ fragte einer der Getreuen.

„Miarotti ist kein Schuft. Kommen Sie, Herzog, wenn Ihnen Ihr Leben lieb ist! In einer Viertelstunde

hat man Sie entdeckt und gehängt! Einen Maudon gehängt!“

Es schwante Petro. Hier in dem Frieden des Parks kam ihm alles zum Bewußtsein, die Großmutter tot, die Eltern anderer Ansicht als er, Abnen, der Mutter mühte er sich erhalten!

Man hüllte den Verwundeten in einen Mantel, — legte ihm eine Automasse auf. Willenlos ließ er es geschehen. Willenlos folgte er ihnen, — floh — floh aus der verlorenen Stadt.

Er wußte später selber nicht mehr, wie es gekommen. War er durch die Wunde so geschwächt, waren seine Gedanken durch die Strapazen der letzten Tage so getrübt?

Nur eines erinnerte er sich. Einer rasenden Fahrt! Einer Fahrt auf Leben und Tod! Mitten durch die Straßen an Soldatentrüpp vorbei, — zwischen laufenden Augen, — durch schattige Wälder, über Berg und Tal — bis zum Meer.

Nur ein Gedanke hatte in ihm gelebt, der eine Vorwurf: Hunderte sind für Dich, für eine verlorene Sache gefallen.

Aber er würde jetzt weich sein, alles Geld sollte für die Familien der Toten bereit sein. Der Herzog von Soriona wollte Leben und Treue — wenigstens mit Gold lohnen.

XIV.

Prinz Petro, der einen Tag lang Herzog von Soriona gewesen, war geflohen. — Nicht nur vor den Feinden, — nein auch vor den Freunden und aller Welt.

Argendros auf einer stillen Insel des Mittelmeeres hielt er sich auf, nur wenige wußten, wo er war.

Troben in Wien hatte man die alte Herzogin mit königlichen Ehren begraben, droben in Wien hatte man das Testament der Großmutter eröffnet, — das nebst ein paar Legaten für den Grafen Vesano-Galli, für Amalia Contessa Margazzi und für einige andere Getreuen bestimmte, daß ihr ganzes Vermögen dem Prinzen Petro zufiel. — Aber Prinz Petro hatte nur den geringsten Teil, so viel als seine Äpanage vor dem Tode der Herzogin betrug, angenommen — das übrige Vermögen durch seinen Rechtsbeistand und einige Getreue unter die Familien der Kämpfer verteilen lassen.

Auch seine treuesten Anhänger wußten kaum, wo er sich aufhielt. Auch vor ihnen war er geflohen, weil ihr Rat ihn in solche innere Bedrängnis getracht. Wenn es die Großmutter als alte Frau nicht wissen konnte, die Adelsknechten es wissen müssen, daß dieser Kampf, der nur Blut kostete, aussichtslos war.

Was sie, was er verschuldet, wollte er fähnen. Vergeltens schrieb ihm die Eltern, er solle doch nach Innsbruck kommen, kein Mensch nicht einmal die Zeitungen, machten ihm Vorwürfe, überall hieß es, er habe sich tadellos benommen. Daß er geflohen sei, sei nur Flug, nicht feige gewesen, wenn er geblieben wäre, hätte der Kampf noch lange gedauert, noch mehr Opfer gefordert.

Aber Prinz Petro kam nicht. Er hatte das Bedürfnis, allein zu sein, sich über alles, über seine Zukunft klar zu werden.

Die Eltern flehten ihn in ihren Briefen an, doch ja auf seine Verwundung zu achten, — wollten ihm einen verlässlichen Arzt schicken, aber er widersetzte sich. Sein Arm heilte, so gut es angehe. Daß ihm freilich die Sehne verletzt worden war und er eine etwas steife Hand behalten würde, verschwieg er. — Was lag daran, zum Mühsalgehen hatte er ja noch Kraft genug.

Immer noch beschäftigten sich die Zeitungen mit ihm, immer noch trachteten sie zu erforschen, wo er sich aufhielt, — je stiller es war, eine desto interessantere Figur gab er für sie ab.

Im Lande selbst hatte man trotz der blutigen Kämpfe die Sache bald als einen toten Streit genommen. Man lächelte ein wenig darüber; die Franzosen spotteten sogar, — machten ihn zur Spektakelfigur und zerrten ihn über sämtliche Vaudevillebühnen von Paris. — Aber das alles trug nur zu seiner Popularität bei, der alte Name des „Lebepriuzen“ lautete für ihn wieder auf. — man lachte über den Lebepriuz, der Herzog sein wollte — aber nicht bozhaft — sondern sympatisch, freundlich, mitleidig und doch voll Bewunderung für seine gar nicht zeitgemäßen Herrscherträume.

In der Einsamkeit, fern von guten Beratern, von treuen Anhängern, kam ihm selbst das alles klar zum Bewußtsein. Hier, wo er als Graf Logrono unbemerkt dahinglebte, zwischen anderen kleinen Größen die Meeresluft einatmete, da sah er die Sache ganz anders an.

Von klein auf hatte man ihm, hatte besonders die Großmutter ihm von diesem Märchenland erzählt — von klein auf hatte man ihm den Thron gezeigt, der seiner harte, hatte es ihm als seine höchste und heiligste Pflicht hingestellt, ihn zu erobern, hatte ihm später alle Ablesung, alle Liebe verboten, ihn mit reichen Mitteln versehen! War's da ein Wunder, daß er, der einen Lebensinhalt suchte, die Idee aufgegriffen, mit der Begeisterung seiner Jugend durchzuführen, sie zur Wirklichkeit gestalten wollte?

Das Romantische der Idee, des Landes, des Kampfes hatte ihn angezogen. Was wußte er, wie groß die Zahl der tatsächlichen Anhänger wäre, was kannte er die Schwierigkeiten einer solchen Thronbesteigung!

Und je mehr er aus diesem Jugendtraum erwachte, desto trauriger wurde er, desto weniger mochte er an eine Rückkehr nach Innsbruck oder München denken.

Man wollte ihm den alten Grafen Vesano-Galli als Gesellschafter schicken, aber er bat und flehte, dies nicht zu tun. Er könne keinen der Menschen leben, die dort unten um ihn gewiesen. Jetzt noch nicht. Sein Herz wäre zu wund. Er müsse ihnen noch großen, weil sie ihn in eine verlorene Sache hineingedrängt.

Durch die Mutter hatte er gehört, daß Amalia Margazzi den Oberleutnant de Rossi geheiratet hatte. Nun wunderte er sich auch darüber nicht mehr; er sah sie, wie sie stolz zum Traualtar schritt, wie sie fast verächtlich die edle Nase rümpfte, wenn von ihm die Rede war. Er hatte sie ja bitter enttäuscht in der Liebe, wie im Kampf. Aber vielleicht hatte er sie durch diese zwei großen Enttäuschungen auch für das Leben tauglich gemacht, hatte ihr ihre letzten Mädchenträume genommen, den Glauben an seine Größe, an sein Verdienst geraubt.

Aus Innsbruck, woher er jetzt wöchentlich einige Male von der Mutter liebe, tröstende Briefe erhielt, war auch die Nachricht gekommen, daß die Prinzessin Wetterstein mit ihrem Manne eingetroffen sei. Das schien das einsame Mutterherz der Herzogin Lise zu trösten, das schien sie heiterer zustimmen und die Sache anders ansehen zu lassen.

Und tatsächlich, seit die Wettersteins zu Besuch in Innsbruck waren und den Spätherbst dort verbrachten, war der Ton lebendiger und frischer geworden.

(Fortsetzung folgt.)

Gesunde und schöne Zähne

sind eines der herrlichsten Geschenke, die uns die Natur verliehen hat. Sollen sie aber nicht nur vorübergehend uns Nutzen bringen und unseren Mund zieren, sollen sie sich vielmehr zu einem dauernden Lebensgut von bleibendem Wert konsolidieren, so müssen wir sie regelmäßig mit Odol pflegen.

Wer Odol konsequent täglich anwendet, übt nach unseren heutigen Kenntnissen die denkbar beste Zahn- und Mundpflege aus.

Preis: 1/2 Flasche Odol M. —.85, 1/4 Flasche (Monate ausreichend) M. 1.50.



Ausstellung alter Goldschmiedearbeiten aus Frankfurter Privatbesitz und Kirchenschätzen.



Bischofsring, nämlich 15. Jahrhundert. Silberarbeit.



Fischerring. Papst Sixt. IX.

Deckelpokal von C. Beuttmüller, 1585.
Bel.: J. Eduard Goldschmidt.

Alle Goldschmiedearbeiten aus Frankfurts Privatbesitz.

Kein Fremder und kein Einheimischer sollte an dieser Ausstellung im Kunstgewerbemuseum vorbeigehen. Abgesehen von dem unendlichen Materialwert, der dort aufgespeichert liegt, ist die Ausbeute an rein künstlerischem so bedeutend, daß hier auf neue Klar wird, wie weit Frankfurt allen anderen deutschen Städten in Bezug auf alte Kunstschätze voranmarschiert. Man steht immer wieder voll Bewunderung vor diesen Schöpfungen der Meister. Aus glühender Liebe zum Werte selber sind hier

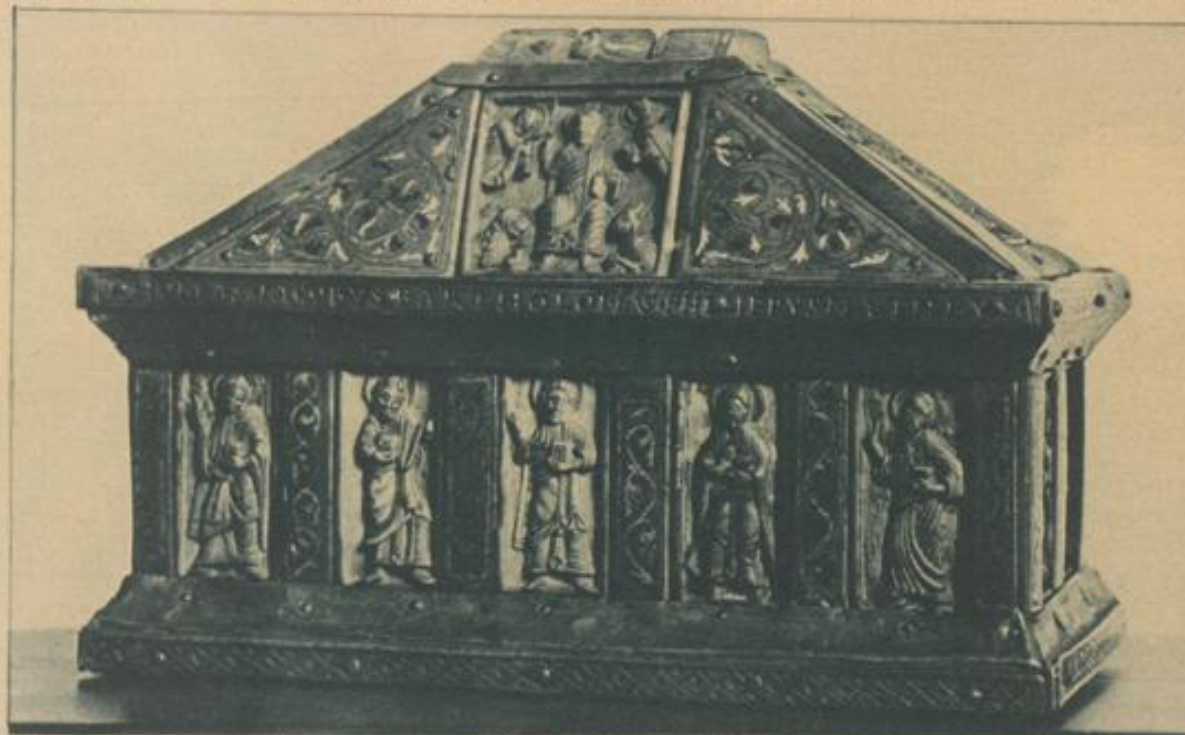
Vortragskreuz mit Emails. Italien 15. Jahrhundert.
Bel.: Geheimrat von Passavant.

Stücke entstanden, die, obwohl sie meist einem bestimmten Zweck dienen sollten, also Gebrauchsgegenstände waren, doch reinsten Kunstwert in höchster Potenzierung enthalten. Wir denken da z. B. an den gotischen Pokal, den wir in fast natürlicher Größe wiedergeben. Das aus dem Ende des 15. Jahrhunderts stammende Kunstwerk, das ehemals der Stadt Ingolstadt ge-

Doppelpokal von C. Beuttmüller, 1585.
Bel.: Frau Direktor A. Ullmann.

Am Lippenansatz weißsilberne Blüten. Am Kelchansatz freigezeichnetes weißsilbernes Laubwerk.

hörte und jetzt im Besitze des Freiherrn Max von Goldschmidt-Rothschild ist, zeigt bis ins Kleinste den geschmackvollen und feinsinnigsten Meister, der seiner Schöpfung ein ungewöhnliches Maß von Eigenleben verliehen hat. Trotz der guten Photographie sind natürlich auf unserem Bilde nicht alle Einzelheiten zu sehen, z. B. nicht die entzückende Art, mit der unten am Sockel die Weinranken behandelt sind — die einzelnen Trauben sind winzige kleine dunkle Glasperlen. Ein außerordentlich feines Kunstwerk ist auch das Vortragskreuz aus dem 15. Jahrhundert aus dem



Reliquienkästchen, Köln. Um 1160. Bel. Geheimrat Richard v. Passavant.

Das Holz ist belegt mit Kupferschmelzplatten und mit Reliefplatten aus Walroßzahn. Auf den Seiten die 12 Apostel, dazwischen Grubenschmelzranken mit gezackten Blättern. Auf dem Dach blaue Ranken, oben ein Eisenbeinbruchstück.



Papstring 16. Jahrhundert.



Dogerring in Gold mit der Abbildung der Marthastiche.



Giftring, 16. Jahrhundert.

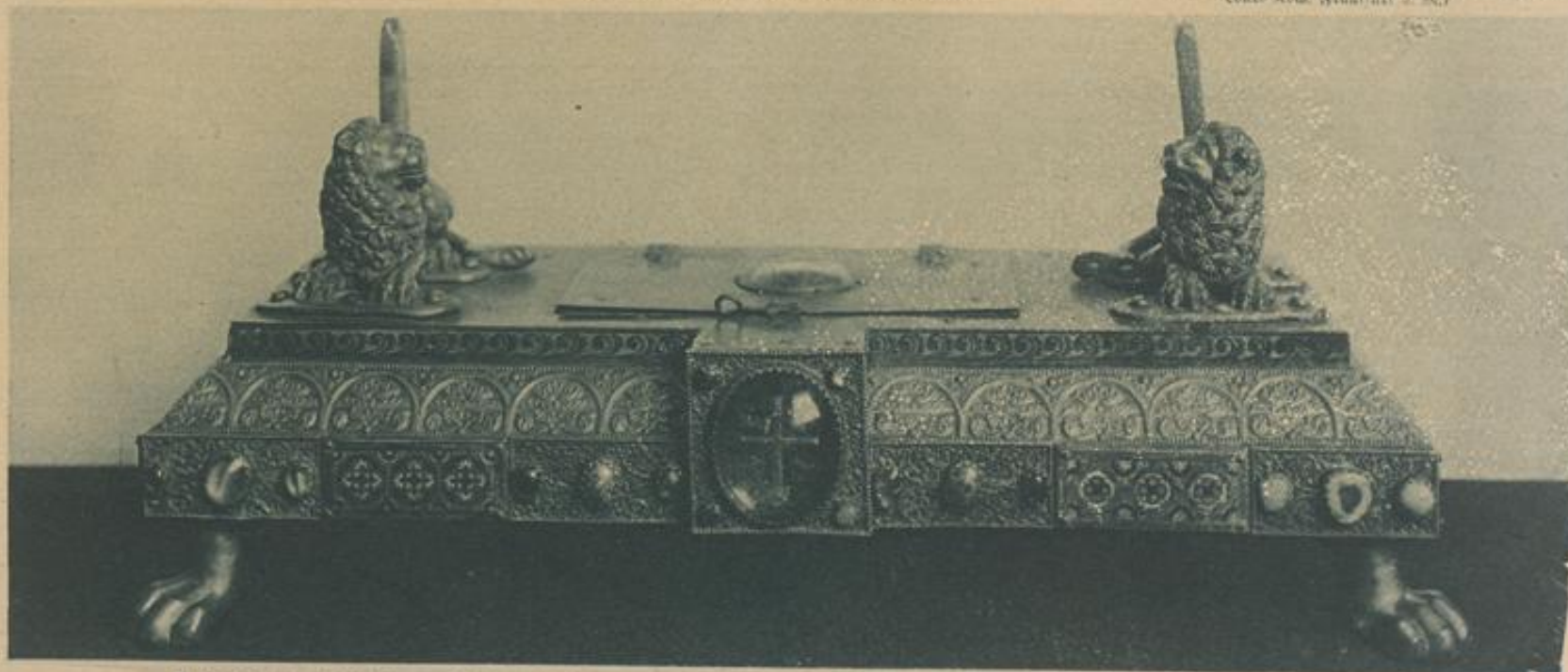
Heilige des Geheimrats Richard von Passavant. Aber auch die anderen Kunstwerke, die wir wegen Raum Mangels nicht weiter beschreiben können, haben ein jedes für sich hunderte von Feinheiten. Besonders erwähnt sei noch die Ausstellung der Kirchenschätze, der hiesigen katholischen Gemeinde, einzelne Stücke aus dem Besitz verschiedener Frankfurter Korporationen, sowie Teile der Ringammlung des Hofjuweliers Louis Koch (Frankfurt). (Eine eingehende Würdigung der Ausstellung ist im Vierten Morgenblatt der „Frankfurter Zeitung“ vom Sonntag, den 19. Juli zu finden).



Frankfurter Ring.

Kanne, Norddeutsch 1588.
Bes.: Frau Direktor A. Ullmann.Gotischer Pokal, Ingolstadt. Ende 15. Jahrhundert.
Bes.: Freiherr Max v. Goldschmidt-Rothschild.Buckelpokal, Nürnberg von Hans Kellner um 1600.
Bes.: Geheimrat Richard v. Passavant.Jüdischer Trauring, 14. bis 17. Jahrhundert.
(Aus einer Frankfurter Familie.)Deutscher Verlobungsring, 16. Jahrhundert, mit der Inschrift
Anfang bedenk's Ende!

(Zwei dieser Ringe sind Stücke der großen Ringammlung des Hofjuweliers Louis Koch, Frankfurt a. M.)



Unterfaß eines Reliquars, Schule von Verdun 1. Hälfte 13. Jahrhundert. Bes.: Freiherr Max von Goldschmidt-Rothschild.



Der Theaterbrunnen in Stuttgart von Professor Karl Dondorf (Stuttgart).

Die Kohlezeichnung.

Einzig autorisierte Uebersetzung aus dem Dänischen von
Clara Bener-Chur.

„Dank für das mir zugedachte schöne Geschenk, mein lieber junger Freund, aber, aufrichtig gestanden, setzt mich Ihr Vorschlag in Verlegenheit.“

Der grauhaarige Herr mit der Goldbrille lehnte sich in dem Armstessel zurück und faltete die Hände über dem Leib. Seine großen hellgrauen Augen ruhten mit einem Stid unverkennbaren Wohlgefallens auf seinem jungen Freund. Vielleicht lag ein leiser Anflug von Ironie darin, von Verlegenheit aber keine Spur.

„In Verlegenheit,“ wiederholte der junge Maler, die Zigarre aus dem Mund nehmend. „Wie soll ich das verstehen? Ich will doch nicht hoffen,“ fuhr er weiter, als der andere hierauf nichts erwiderte und ihn statt dessen unausgesetzt mit demselben sonderbaren Ausdruck betrachtete, „daß Sie mir dieses Vergnügen versagen werden. Als Dank für alle mir von Ihnen bewiesene Güte kann ich Ihnen ja nichts anderes bieten als eines meiner Bilder. Bitte wählen Sie selbst. Ich bin mir zwar wohl bewußt, daß das eine sehr unzulängliche Erkenntlichkeit ist, aber — —“

„Durchaus nicht,“ fiel ihm der alte Herr ins Wort. „Ich möchte augenblicklich nichts, das für mich so großen Wert besäße wie dieses Recht selbst wählen zu dürfen, das Sie mir so großmüthig einräumen. Ja, das ist buchstäblich wahr. Sie wissen, jede Uebertreibung liegt mir fern, aber eben diese Wahl, die ich treffen soll, ist schuld an meiner Verlegenheit.“

„Sie wollen sagen, daß Sie sich nicht entschließen können — —“

„Sie können unmöglich erraten, was ich damit sagen will“, unterbrach ihn der alte Herr abermals. Rein, ich war keinen Augenblick im Zweifel darüber, was ich wählen würde. Aber ich fürchte, daß meine Wahl Ihr Mißfallen erregen wird. Das ist's.“

„Durchaus nicht, da seien Sie nur unbesorgt.“ Rungut, wir wollen mal sehen. Ich bin nämlich trotz meiner grauen Haare so unverfänglich, alle diese wunderschönen Bilder zu übergehen, mit denen Sie sich in unserer Kunstwelt einen so angesehenen Namen gesichert haben und wenn Sie so freundlich sein wollen, mir zu folgen, werden Sie sehen und staunen.“

Der junge Maler stand auf und folgte mit gespanntem Lächeln seinem Gönner bis an das unterste Ende des geräumigen, hellen Ateliers. In der entlegensten dunkelsten Ecke blieb er stehen und wies auf eine Skizzenzeichnung in schwarzem Rahmen, die dort ganz im Schatten und halb verhüllt von einem dunkeln Vorhang, neben einer kleinen gefälsten Türe hing.

„Diese wähle ich,“ sagte er mit einer entschiedenen Handbewegung auf die Zeichnung deutend.

"Wie, diese da? Aber das ist eine ziemlich kümperhafte Arbeit meines verstorbenen Vaters. Sie wissen ja, er war ein wenig Dilettant in Kunstsachen. Ich habe viel bessere Bilder von ihm als dieses hier."

Der Maler nahm die Zeichnung von der Wand herunter und wischte mit der Hand den Staub vom Glas.

„Zudem ist die Zeichnung beim Fixieren mihraten. Sehen Sie, der Mund ist ja halb ausgelöscht. Weshalb wohl nur gerade der Mund?“

Die das Brustbild einer Frau vorstellende Stahl-
 skizze konnte tatsächlich nicht als zeichnerisches Kunst-
 wert angesprochen werden.

Der Herr mit der Goldbrille nahm das Bild dem jungen Maler aus der Hand und betrachtete es einen Augenblick lang schweigend.

„Das ist Ihre Mutter,“ sagte er dann.

Etwas in dem Tonsall seiner Worte ließ den Maler
 rasch ausblicken und ein Schimmer des Verständnisses
 leuchtete über sein Gesicht.

„Es ist sehr ähnlich,“ setzte der alte Herr hinzu. „Sie können sich wohl kaum mehr an Ihre Mutter erinnern?“ meinte er dann mit einem freundlichen Blick auf den jungen Künstler.

„Nur ganz undenklich; denn ich war erst fünf Jahre alt, als Mutter starb,“ erwiderte der junge Maler. „Aber daß dieses Bild nicht gut ist, kann ich Ihnen als Künstler mit Bestimmtheit sagen. Ich habe noch andere Bilder von Mutter, die Vater gemalt hat, wenn Sie sie sehen wollen.“

„Nein, ich behalte dieses hier,“ sagte der alte Herr.

„So hören Sie denn, was Sie gewiß schon erraten haben. An dieses Bild knüpft sich für mich eine Geschichte. Es erinnert mich an die peinlichste Lage, in die ich mich im Leben je verlegt sah.“ Wieder flog ein Lächeln über sein Gesicht, das diesmal beinahe etwas Verschlagenes hatte. „Später habe ich als Militärarzt oft im feindlichen Ausgelenk gestanden und zu Tausenden den zerrissenen Wundenglieder aufgesucht; ich habe der Cholera in die Augen geichaut und lief mehr als einmal Gefahr, das Leben zu verlieren; aber das Unheimlichste, was ich je erlebt habe, hängt, soweit ich mich erinnere, mit diesem Bild zusammen. Das ist buchstäblich wahr. Sie wissen ja, daß ich nicht übertreibe.“

„Ja wohl“, bemerkte der junge, der nun wieder von der Fährte abgekommen war. Das von der peinlichen Situation war ihm schon ganz und gar unverständlich.

Wenn ich Ihnen nun die Geschichte erzählte, sagte der Arzt, es sind ja gut vierzig Jahre darüber hingegangen und niemand kann mehr daran Anstoß nehmen. Sie mögen daraus ersehen, daß es nicht Mangel an

Interesse an Ihren eigenen meisterhaften Gemälden ist, die Ihren alten Sonderling von einem Freund die stümperhafte Kohlezeichnung vorziehen läßt, die oben-
drein noch — beim Ritzieren! — mikraten ist."

Mediſcher Humor bligte aus ſeinen Augen, wie er dies ſagte. Der Maler ſah ihn fragend an.

„Sie müssen sich nun nicht auf etwas Außergewöhnliches gefaßt machen; es war ein natürliches Erlebnis, nichts weiter, aber für mich selbst — das dürfen Sie mir glauben — war es keineswegs so ergöglich — damals. Ich war ein junger, kaum neunzehnjähriger Student. Ihr Vater, der mein Lehrer gewesen war, war einige Jahre älter als ich und seit der Schulzeit kam ich regelmäßig in sein Haus. Nicht sein freundlicher, anregender Verkehr war's, der mich dorthin zog. Sie wissen ja, daß es in diesem Alter nur einen Anziehungspunkt gibt und das weibliche Ideal, auf das sich meine grassgrüne Schwärmerei geworfen hatte, war niemand anderes als Ihre Mutter. Sie war für mich der Inbegriff alles dessen, was schön und edel war und die einzigen Verle, die ich je gekostet, trugen ihren Namen als Ueberschrift. Daß sie schon verheiratet war, beeinträchtigte mein Glück nicht im mindesten. Darin lag im Gegentheil eine Sicherheit, die meiner Schwärmerei den rein ätherischen Charakter wahrte, der ihr in meinen Augen den größten Zauber verlieh. Man ist ja so eigentümlich in diesem Alter — das haben Sie wohl selbst erfahren — aber offen gesagt — ist man dabei eigentlich nicht besser und Gott wohlgefälliger als später — nein, das ist man wohl doch nicht, sonst würde einem, denke ich, nicht verstattet sein, länger zu leben. Natürlich ahnte Ihre Mutter nichts von der stillen Altarflamme, die in meiner Brust brannte, sie so wenig als irgend jemand anders. Was sie von mir hielt, weiß ich nicht und ich glaube auch nicht, daß mich das weiter kümmerte.

Da sprach ich eines Vormittags nach meinem täglichen Gang zur Universität bei Ihrem Vater vor, der mir bei meinem Eintritt entgegenrief: „Guten Tag, Fritz. Komm, du mußt mein neuestes Meisterwerk sehen und mir sagen, ob du erräthst, was es vorstellt. Ich erinnere mich des Tages mit merkwürdiger Deutlichkeit. Ich folgte ihm mit Ihrer Mutter in sein Studierzimmer, wo sie sich lachend neben das Bild stellte, damit ich es mit dem Modell vergleichen könne. Daß das Bild eher mißraten ist, mag ja sein. Das müssen Sie als Künstler besser wissen als ich; aber in jenem Augenblick schien es mir das Schönste, das ich je auf Erden gesehen.“

„War es diese Zeichnung?“ fragte der Maler.

Ja. Ist sie wirklich so schlecht? Daß sie ähnlich ist, dafür kann ich bürgen. Ich sprach mich über die Schönheit der Arbeit mit jener Bescheidenheit aus, die ein Schüler stets empfindet, wenn er aufgefordert wird, ein Werk seines Meisters kritisch zu beurtheilen und mein

Bemerkungen machten Ihrem Vater offenbar Freude. Es rührte mich immer, wenn ich Zeuge der naiven Freude war, die in seinen Augen aufleuchtete, wenn ein die Bilder Betrachtender fand, daß ihm sein Versuch geglückt sei, gleichviel ob es nun die Meinung eines Laien oder eines Kunstverständigen war. „Langweile ich Sie mit meiner Erzählung?“ fragte der Arzt, plötzlich abbrechend.

„Nein, im Gegenteil,“ antwortete sein junger Zuhörer.

So begaben wir uns zum Frühstück hinein und unter eifrigem Gespräch über die wichtigsten Tagesneuigkeiten

— ach Gott, wie lange ist das schon her — verließ die Mahlzeit. Ich kann mich nicht mehr erinnern, was für ein häusliches Ansehen Ihre Eltern auf einmal in die Küche rief, aber ich glaube, es war ein Wortgefecht mit einem der damals stark grafierenden Marktbauern, die in jenen goldenen Tagen die Bewohner der Hauptstadt mit ihrer einzig dastehenden Aufdringlichkeit zu belästigen pflegten. Ich blieb allein im Wohnzimmer und Sie können sich wohl denken, daß ich mich zur Zeichnung hinstellte, mich davor setzte und in süße Träumereien versank. Immer stärker empfand ich den Liebreiz der Züge, es war mir, als ob das so anmutige Antlitz aus dem Bild herausträte und sich mit seinem bezaubernden Lächeln mir näherte. Ein verzweifelter Gedanke schoß mir durch das Gehirn. Gott mag wissen, welcher Teufel mir das einfiel. Ich erhob mich, sah mich um, um dann mit der fieberzitternden Faust eines Verbrechers meinen Mund auf die Zeichnung zu drücken. Hätte ich damals gewußt, von wie spröder Beschaffenheit eine solche Koblezeichnung ist, so hätte ich mich selbst im Augenblick maßloser Schwelgerei nicht hinreiß lassen eine solche Tollheit zu begehen. Das Ergebnis können Sie sich leicht vorstellen, aber was Sie sich einfach nicht vorstellen können, ist der lähmende Schrecken, der mich packte, als ich sah, daß die lächelnden Lippen auf dem Bild wie weggeblasen waren und daß mir an deren Stelle ein oder grauer Flecken entgegenstarrte.

Wie versteinert sah ich da.

Nie empfand ich so deutlich wie damals, was es heißt, sich in einer hoffnungslosen Lage zu befinden und eine verzweifeltere Situation ließ sich kaum denken. Ich hatte ein Gefühl, als ob mein Gehirn auf einmal ganz gedankenleer wäre, leer wie ein ausgeprekter Schwamm.

Wenn Sie nun etwa glauben, ich wäre noch fähig gewesen, das Komische der Lage zu sehen, so gehen Sie ganz fehl. Ich hatte nur das Schreckliche vor Augen. Gleichzeitig hörte ich die Kurglocke läuten und wie durch einen Nebel drangen die begrüßenden Worte Ihres Vaters zu mir, die mir durch Mael und Wein gingen und mir die Haare zu Berge stehen machten.

„Guten Tag, Petersen! Guten Morgen, verehrte Frau! Kommen Sie, Sie müssen mein neuestes Kunstwerk ansehen!“

Ich sprang auf. Schritte im Nebenzimmer — dann die sonnenklare Gewissheit, daß ich nun rettungslos verloren war — und — die Türe ging auf.

Meine Augen sahen suchend ihrer Mutter entgegen und es muß ein so verzweifelter, horribelwinkliger Ausdruck darin gelegen haben, daß ihre fromme Seele der stummen Bitte nicht widerstehen konnte. Sie trat rasch vor und als Ihr Vater sich ganz vergessend, ausrief: „Was zum Teufel auch ist das hier!“ sagte sie zu ihm, „sei nicht böse, lieber Robert, das habe ich verübt.“ So lange ich lebe, werden diese Worte in meiner Seele unauslöschlich eingegraben sein.

Was in mir vorging, läßt sich nicht beschreiben, obwohl es noch heute deutlich in meiner Erinnerung steht; aber eines wurde mir in jedem Augenblick klar, daß,

nichtig man mit einer Zeichnung, die noch nicht fixiert ist, umgehen muß. Der leichteste Windstoß kann sie ganz verunstalten. Hätte ich das bloß ein wenig früher gewußt. — Kurz gesagt, Ihr Vater war sehr ärgerlich darüber und sein Bemühen, den Schaden wieder auszubessern, war nicht von Erfolg begleitet. Selbst als ich mich nach etlichen Tagen mit dem schuldbeladenen und zerknirschten Gewissen eines reuigen Sünders wieder bei ihm einfand, war seine Verstimmung über das, was er das unbegreiflich läppische Zugreifen seiner Frau nannte, noch nicht gewichen.

Der vielgerühmte Edelmut und die Opferwilligkeit der liebenden Jünglingsseele erfährt in meiner Geschichte, wie Sie sehen, eine üble Darstellung. Ich hätte für Ihre Mutter mein Leben in die Schanze geschlagen, aber ich war unedel genug, sie die Schuld für mein Vergehen tragen zu lassen und ich empfand, glaube ich, nicht einmal sonderliche Reue darüber. Das aber ist gewiß, daß dieses Erlebnis viel dazu beitrug, daß meine schwärmerische Anbetung ihrer Person sich bald in aufrichtige Freundschaft verwandelte. Die mit der Koblezeichnung verknüpfte Episode wurde zwar in unsern Gesprächen nie mehr berührt, aber noch öfters in spätem Jahren stieg mir das Blut in die Wangen, wenn sie in ihrer gütigen, mir unvergesslichen Art neckisch darauf anspielte.

„Nun wissen Sie den Grund, warum ich diese Wahl getroffen habe. Oft kam mich das Verlangen an, Sie um diese Zeichnung zu bitten, aber eine lächerliche Eitelkeit, Ihnen diese Geschichte zu erzählen, hielt mich bisher davon ab. Ihre freundliche Anerbieten heute hat mir nun die Zunge gelöst. Wissen Sie was, hängen Sie das Bild einstweilen wieder auf. Heute abend werde ich mir dann erlauben, es durch meinen Diener abholen zu lassen.“

Der alte Arzt erhob sich. Eine seltsame Hast hatte sich plötzlich seiner bemächtigt.

„Und nun leben Sie wohl, lieber Herr! Ich habe da oben an der Strafe noch reichlichlich zu tun. Leben Sie wohl und nochmals Dank für Ihre Gabe.“

Prof. Kassel, Paris.

Der neue Hut.

wenn mir das Schicksal je eine Gelegenheit bieten sollte, für Sie in den Tod zu gehen, so würde ich mit beiden Händen zugreifen.

„Wie hast du das nur angestellt?“ forschte Ihr Vater in äußerst gereiztem Ton.

„Auf dem Mund hatte sich ein Kohlenstumpchen festgesetzt, das ich fortwischen wollte. Dabei muß ich einen Teil der Lippen ausgewischt haben. Ich wollte den Schaden verbessern, habe dabei aber die Zeichnung nur noch mehr verdorben.“

„Wann in aller Welt hast Du das Meisterstück verübt? Bevor wir zu Tische gingen? Und dann hast du die ganze Zeit über geschwiegen und getan als ob nichts geschehen wäre!“

„Ich wagte es nicht zu sagen, aber nun sei nicht länger böse, du hast das ja bald wieder ausgebeffert.“

„Das ist leichter gesagt als getan. Aber ich kann gleichwohl nicht begreifen — du weißt doch, wie vor-

Mit einem Händedruck verabschiedete sich der Arzt von seinem Gastgeber und ging. Der junge Vater sah ihm verwundert nach.

„Om,“ murmelte er — es sah ganz so aus, als ob er Tränen in den Augen hätte, der Alte.“

Er trat zum Tisch hin, nahm die Koblezeichnung in die Hand und stand so eine Weile gedankenvoll und schweigend in Betrachtung des Bildes versunken. Dann schritt er langsam der andern Ecke des Zimmers zu und hing die Zeichnung dort wieder an ihren früheren Platz hinter dem grünen Vorhang.

Sommersprossen

entfernt nur Grüns
Any in wenigen Tagen
garantiert! Machen
Sie einen letzten Versuch:
es wird Sie
nicht reuen! frko.
M. 270 (Nachm. 296).
Gold-Medaille London,
Borlin, Paris,
1882, 1887, 1889, 1894, 1900.
Dankschreiben, hier, nur die
Apothek zum eisernen Mann, Strassburg
106, Elb. Dep. in Frankfurt a. M. Engel
Apothek, Gr. Friedbergstr. 46.

Kunstgewerbe-Museum * Neue Mainzerstraße 49
Ausstellung alter Goldschmiede-Arbeiten
aus Frankfurter Privatbesitz und Kirchenschätzen
Dienstag bis Samstag geöffnet von 10-1 und 3-5 Uhr, Sonntags von 10-1 Uhr.

Schleussner-Photo-Platten, Papiere, Chemikalien
gebrauchsfertige
für Amateurphotographie. Preis u. Lieferg. durch Händler.
Dr. C. Schleussner Aktiengesellschaft
— Frankfurt a. Main 7 und Berlin-Friedenau —

Der Rechtsanwalt im Hause.
Praktische, vorzügliche Anleitung u. Auskunft für jedermann über
alle Klagesachen zur Selbstvertretung nach neuesten Verfahren
durch Hülrichs praktische Rechtsbücher. Ausfuhr. Darstellung des
Civil- u. Strafrechts. Zahlreiche Musterklagen, Beispiele, Formulare,
alle fertig zum Abschreiben. Es zeigt, wie man wirkungsvoll
alle Klagen ablassen muß, tanto Schuldner zur Zahlung zwingt,
Warenklage, Wechselklage, Darlehensklage, Mietsklage, Streits-
klage, Beleidigungsklage, Körperverletzung, Unterschlagung,
Diebstahl, Jagdvergehen, Hypothekklage, Zwangsvollstreckung,
Alimentenklage, Offenbarungssklage, Aemterklage u. viele andere;
ferner das neueste „Bürgerliche Gesetzbuch“ mit ausführlichem Sach-
register u. „Das Strafrecht“ Preis alle Teile zusammen nur 2.50 Mk.
Versand p. Nachn. Nur 2, bezogen v. A. Hülrich, Verlag, Berlin-Südende 638

Tiefdruckpapiere - Kartons
liefert billigt
Jaeger'sche Papierhandlung
C. Göttsch & Cie., Frankfurt a. M., Domplatz.

Die Mode.



Nr. 2674.

Nr. 2674. Stiderei mit Tunika.

Nr. 2675. Stiderei mit Blüsch für Mädchen von 6-8 Jahren.



Nr. 2675.

Nach der überaus farbenprächtigen Frühjahrs- und Sommermode war es voranzuführen, daß der Hochsommer die weiße Farbe auf den Schild heben würde. Man hat eingesehen, daß Weiß in jeder Beziehung die vorteilhafteste Farbe ist. Optisch ist sie vorteilhaft, weil sie die Sonnenstrahlen nicht in dem harten Maße in sich aufnimmt wie die dunkle Farbe. Aus dem gleichen Grunde sind Weißstoffe selbst in dunklen Tönen den leichtesten Stoffen vorzuziehen. Vom ästhetischen Standpunkte verdient die weiße Farbe ebenfalls den Vorzug, denn wenn die Sonne ihre sengenden Strahlen herniederstend und die Luft klar und durchsichtig erscheint, dann wirken dunkle Stoffe schwer und unnatürlich. Man trägt deshalb in südlichen Gegenden selbst bei tiefer Trauer die weiße Farbe als Grundstoff und läßt nur Garnitur und Ergänzungen in Schwarz erscheinen.

Diese Farben sind nicht so praktisch, weil sie leichter bläuen, sowohl von der Sonne wie von der Wäsche, und dann kann es sehr unangenehm wirken, wenn man selbst ein gelbrotes Kleid trägt und auf dem Spaziergang die Nachbarin zufällig in einem blauen oder kräftig grünen Kleid erscheint.

Die ungleiche Bitterung der letzten Jahre, die Geschäftsverhältnisse mit ihren im Hochsommer eintretenden Ausverkauften veranlassen viele, sich neue Garderobe anzuschaffen oder Vorhandenes umzuarbeiten. Wir haben hier einige Abbildungen, die diesen Verhältnissen Rechnung tragen. Das Stiderei mit Tunika kann sowohl einer Modifizierung wie der Verwendung eines Kettes als Vorlage dienen.

Die Mode bringt als Garnitur für leichte Sommerkleider schmale Felzrollen, doch ist dies einer jener Auswüchse, die nur von den Modedamen akzeptiert werden.

Waiskleider werden naturgemäß futterlos verarbeitet. Sehr dünne Stoffe, wie Voile, Glasbatist und Aehnliches, erhalten eine Unterbluse aus Waisstoff oder sind mit Tüll zu füttern, wobei dieser den Schnitt zeigen muß wie der Oberstoff. P. Gr.

Nr. 2674. Stiderei mit Tunika. Unsere Abbildung zeigt die aparte und moderechte Verarbeitung der abgepaßten Stidereikleider. Als Unterkleid diente glatter Mull, den eine schmale Stiderei erganzte. Südlich ist es, den unteren Rand in tiefe Fäden zu langstrecken. Die Tunika ist ringsum gleich lang und am oberen Rand eingereicht. Die Taille zeigt Amoniform mit kurzen Ärmelstücken, die durch eine eingereichte Ruffe aus glattem Stoff ergänzt wird; vorn Doppelvolant mit Säumenstreifen. Die Stidereikleider werden vorn und hinten durch Säumenstreifen verbunden, wobei der vordere rechts untergenäht, links untergehaßt wird. Umgelegt aus Stiderei. Für den Gürtel legt man das farbige Band von hinten nach vorn, dann wieder nach unten und bindet es hier zur Schleife. Erforderliches Material: etwa 2,75 m glatter Mull und Stiderei.

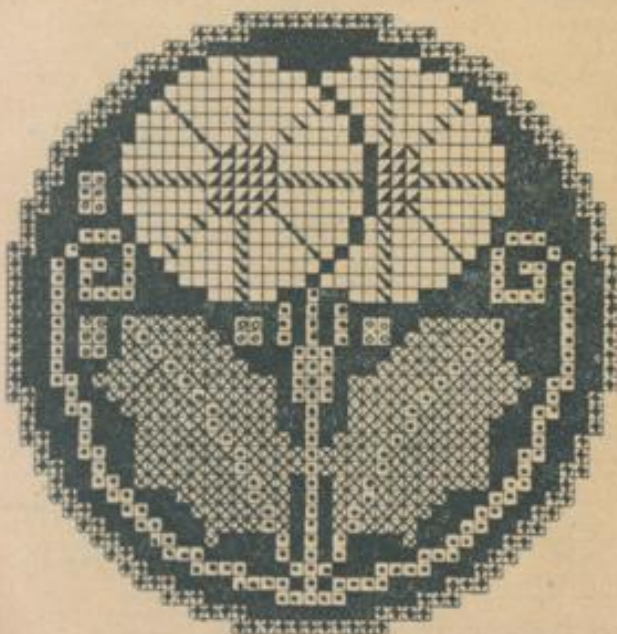
Nr. 2675. Stiderei mit Blüsch für Mädchen von 6-8 Jahren. Unsere Abbildung zeigt, wie man ein zu kurz gewordenen Stidereikleiden apart verändern kann. Einem glatten Unterkleid wurde ein Blüschstücken angeheft, ebenso wurden neue Ärmel eingesteckt. Diese sind in Raglanform zugeschnitten, mit weitem Armloch eingesteckt und vorn und hinten dem leicht eingereichten Kostteil angeheftet. Den vorderen Ärmelrand deckt eine Randschleife mit schmalem Einsatz. Hiermit harmonisiert der Ärmel, der rechts angeheftet wird und nach links überhaßt. Den Ansatz des Kostvolants deckt eine farbige Schärpe, über die das Stidereikleid fällt. Erforderliches Material: etwa 2,50 m Mull und Stiderei.



Nr. 2676. Tunikaleid mit Heberbluse für junge Mädchen.

Nr. 2676. Tunikaleid mit Heberbluse für junge Mädchen. Bei der Voile und gepunkteter Mull ergeben das duftige Material. Heber den aus geradem Stoff bestehenden Mod fällt eine Tunika, die oben eingereicht ist. Die Heberbluse ist mit weitem Armloch gearbeitet und vorn und hinten tief ausgeschnitten. Ein Stidereigalon begrenzt die Ränder. Die für sich bestehende Bluse zeigt viereckigen Ausschnitt und ist hier, an der Ärmelfuge des eingesteckten Ärmels, sowie an dessen unterem Rand mehrmals in schmale Möpchen abgereicht. Am Außenumrand schmale Volants. Erforderliches Material: etwa 3 m Voile, 110 cm breit, und 2 m Mull, 80 cm breit.

Moderne Schmuckstücke aus Perlen.



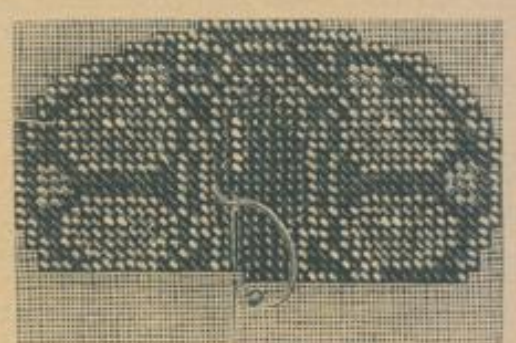
Typenmuster zur Brosche Nr. 2677.



Nr. 2677. Brosche in Perlenstickerei.

Farbenangabe zu Abb. Nr. 2677.

- Kornblumenblau.
- Gelb-Gelbgrün.
- Dunkel-Gelbgrün.
- Rottbraunrot.
- Gelbviolett.
- Gelb.
- Weiß.
- Goldperlen.



Naturgroßes Ausführungsdetail zur Brosche Nr. 2677.

Die leichten, einfarbigen Kleider und besonders die weichen kann man durch die Perlenarbeiten apart beleben. Man verwendet farbige Glas- oder Porzellan- und Goldperlen und verarbeitet sie als Broschen, Arzaffen, Gürtelschließen und Knöpfe; zudem ist die Arbeit überaus leicht, so daß Kinderhände sie ausführen können.

Als Grund für die Perlenstickerei benötigt man weiches oder gelbliches Leinen, auf dem die Perlen mit feiner, weicher Spitzenfide oder mit Zwirn in Gobelinstich (Petit point) aufgenäht werden. Jede Perle wird mit einem Stich über zwei Nadelkreuzungen festgehalten, wie das naturgroße Detail. Der Stich wird so wie ein halbes Kreuzchen ausgeführt, und die so aufgenähte Perle legt sich in entgegengesetzter Richtung zum Stich auf den Grund. Führt man die Stiche von rechts nach links, so

kommen die Perlen von links nach rechts zu liegen, und es ist daher zur Erreichung einer tadellosen Arbeit unbedingt nötig, daß alle Stiche in gleicher Richtung gearbeitet werden. Vor Beginn der Arbeit muß auch ausprobiert werden, ob Perlen und Stoff im richtigen Verhältnis zueinander stehen, das heißt, ob die Perlen den Grundstoff vollständig bedecken und sich eng aneinander schließen. Man führt die Stiderei nach dem Typenmuster aus. Die Perlen werden mit feiner Nähnadel (Perlennadel) aufgenäht. Man arbeitet stets Muster und Grund gleichzeitig reihenweise nach einer Richtung. Die fertigen Perlenarbeiten läßt man bei einem Galanteriearbeiter in einen vergoldeten Messingrahmen fassen, der bei Broschen mit einer Nadel und bei Gürtelschließen mit einem entsprechenden Verschluss ausgestattet werden soll.

Die Kriegsbereitschaft in Ulster.

1.



Phot. W. Borch-

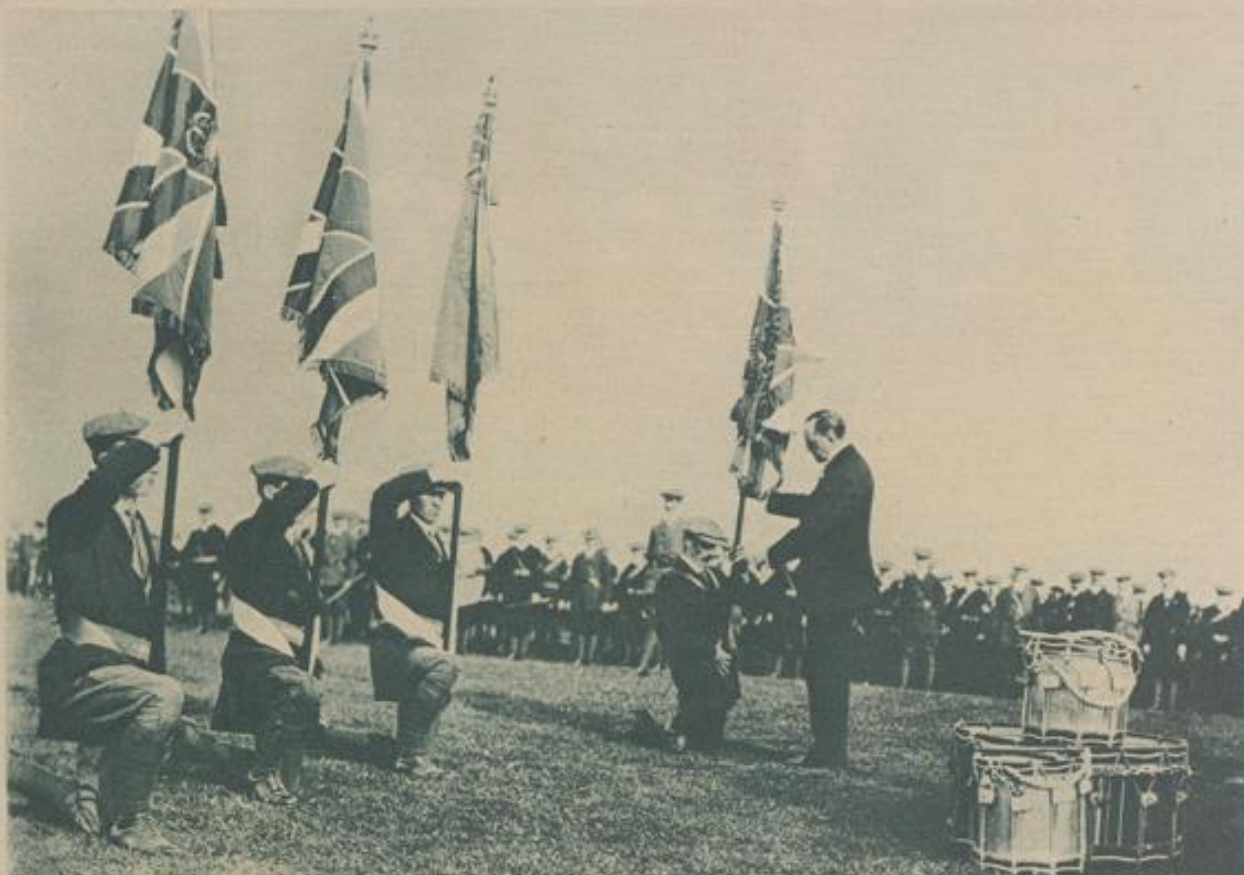
mann, Berlin

2.



Phot. W. Borch-

mann, Berlin W.



Phot. Ketter u. Co., München.

Sir Edward Carson verleiht einem Freiwilligen-Regiment Trommeln und Fahnen.

1. Geheimer Medizinalrat Dr. Heinrich Fehbender, der über 40 Jahre an der Berliner Universität gewirkt und sich namentlich um die Geschichte der Geburtshilfe verdient gemacht hat, ist nach kurzer Krankheit im Alter von 72 Jahren gestorben.

2. Der deutsche Gesandte in Peking von Harthausen ist am 13. Juli in Berlin gestorben. Er kam vor drei Jahren als Neuling nach China und hatte sich gerade eingearbeitet, als ein tödliches Darmleiden seinem Leben ein Ende machte. Harthausen galt als ein hochbegabter Diplomat.



Phot. Ketter u. Co., München.

Carson inspiziert ein Freiwilligen-Regiment.

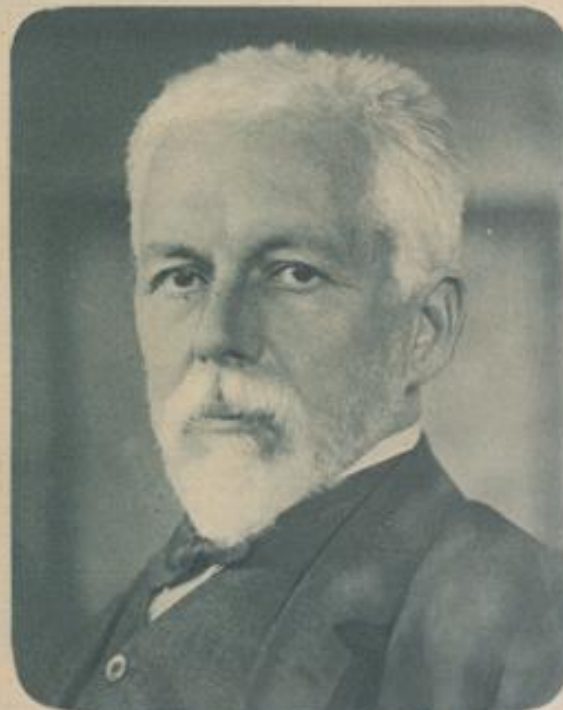
Die Kriegsbereitschaft in Ulster.

Die Krisis in Ulster hat sich in den letzten Tagen zugespitzt und unsere Bilder geben ein klares Bild von der Gefährlichkeit der Situation. Der energische Sir Edward Carson, dessen scharf geschnittenes Gesicht von seiner Umgebung bemerkenswert abhicht, hat nicht nur leere Drohungen ausgesprochen. Er schreitet wie ein Feldherr seine Truppenfronten ab und drohend sind die Maschinengewehre aufgerichtet. Bis jetzt ist aber die Hoffnung noch nicht geschwunden, daß es noch zu einer Einigung und zum Frieden kommt — gefährlich ist die augenblickliche Lage aber trotzdem.



Phot. Ketter u. Co., München.

Freiwillige exercierten mit einem auf einem Automobil befestigten Maschinengewehr.



Phot. Ketter u. Co., München.

Dr. Georg Ketschensteiner, der bekannte Münchner Schulmann, feiert am 29. Juli seinen 60. Geburtstag.



Barbara Midlenfemp
jungt in Bonreuth die Senta mit großem Erfolg



Der Kronprinz bei der Zoppoter Sportwoche.

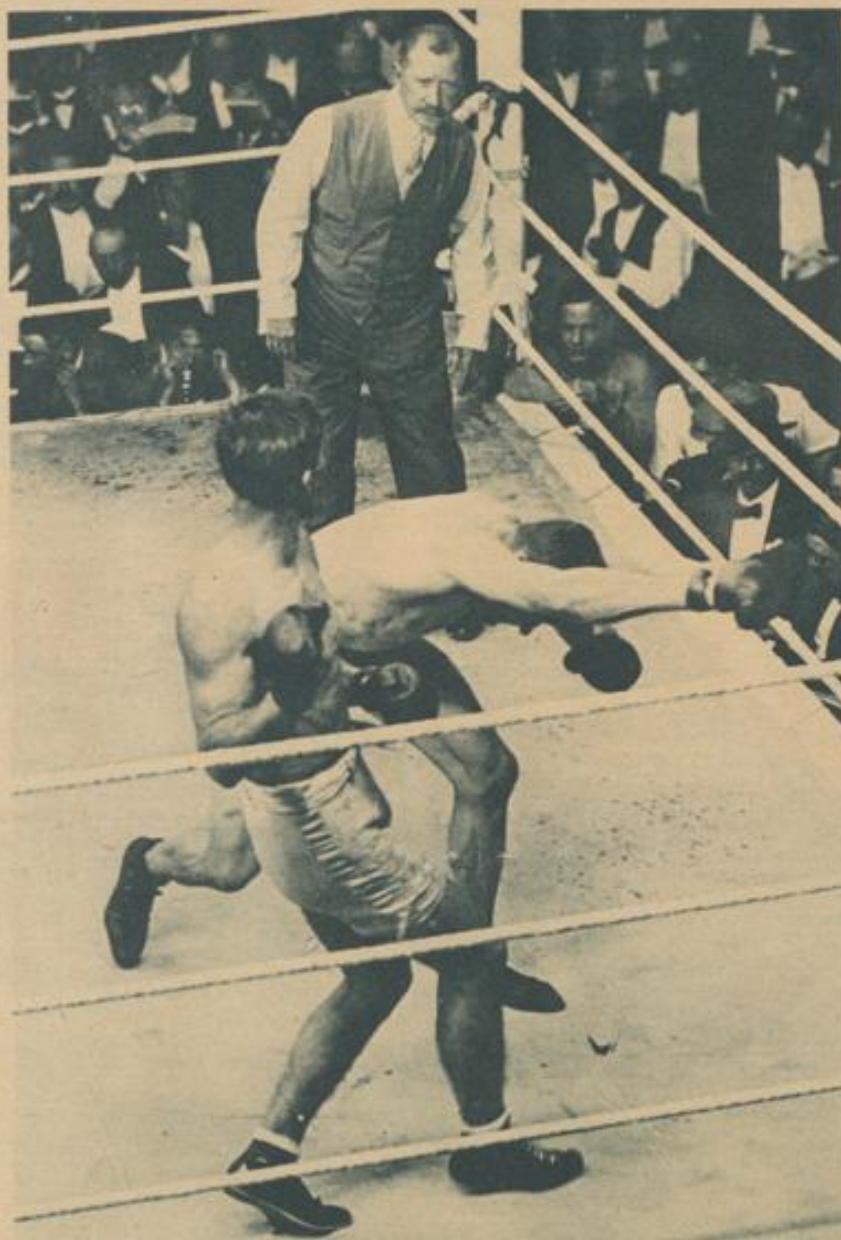


Hermann Bahr
der bekannte Schriftsteller und Wagnerianer, mit
seiner Frau Anna Bahr-Mildenburg, die die
Kundens fängt.

Die Schreiner Elber sind aufgenommen von
Edmund J. von (Frankfurt).



Der Generalstaatsanwalt im Prozeß Caillaux,
Me. Herbeaur.



Der Boxkampf Carpentier-Smith in London.



Me. Labori
der Verteidiger der Frau Caillaux.

Boxkämpfe.

Von den Boxkämp-
fen, die in der letzten
Zeit stattgefunden haben,
sind einige sehr bemerk-
enswert. Der schwarze
Weltmeister Johnson
verteidigte seinen Titel
erfolgreich gegen Ro-
can. Der englische Mei-
ster Bombardier
Wells konnte den Au-
stralier Gollin Well
bezwingen. Sehr intere-
sant verlief auch der
Kampf um die Welt-
meisterschaft im
Leichtgewicht. Dem
Verteidiger des Titels,
dem Engländer Freddie
Wells, gelang es, seinen
hartnäckigen Gegner, den
Amerikaner Willie
Ritchie, zu bezwingen.
Das größte Interesse er-
regte jedoch der in London
ausgetragene Kampf zwi-
schen dem Franzosen
Carpentier und dem
Amerikaner Smith.
Eine gewaltige Menschen-
menge wohnte dem



Der berühmte Schauspieler Paul Wegener, der kürzlich mit großem Erfolg in Frankfurt gastierte, wurde in der Zeit
seiner Gastspiele von dem in Frankfurt lebenden Bildhauer Fritz Hof (Frankfurt) modelliert.

Kämpfe bei und zeigte
das lebhafteste Interesse.
Die Zuschauer waren mit
dem Ausgang nicht ganz
zufrieden, da es nicht
zum „Knock out“ kam.
Smith wurde nach eini-
gen Runden wegen un-
fairer Kampfweise
disqualifiziert.
Unser Bild zeigt eine
Szene im „Ring“ und
das große Interesse für
den Sieger.

Der Prozeß Caillaux.

Am Montag hat der Pro-
zeß gegen Frau Caillaux
begonnen, die den Che-
fredakteur des „Figaro“,
Calmette, erschoss. Der
Prozeß steht in Paris im
Vordergrund des Inte-
resses. Wir bringen, nach-
dem wir in der vorigen
Nummer das Bild der
Frau Caillaux, Calmettes
und des Gerichtssaales
veröffentlicht haben, Bilder
des Staatsanwalts und
des Verteidigers.